

Inhaltsverzeichnis

Widmung und Danksagung (P. Huber)	9
Reise in Ottos Heimat (P. Huber)	13
Zum Geleit (Gerty Renger)	17
Einleitung (P. Huber)	21
Die Heimat der Sudetendeutschen (P. Huber)	25
Reichenberg – das „Wien des Nordens“ (P. Huber)	81

Kriegstagebuch Otto Renger

Anmerkungen durch den Herausgeber im Originaltext von Otto Renger sind *KURSIV* gekennzeichnet.

Im Gedenken	103
Vorwort von Otto Renger	105
Kapitel 1 Im RAD	107
Kapitel 2 Es ist so schön ...	131
Kapitel 3 Die Luftwaffe braucht Fallschirmjäger	137
Kapitel 4 Bar-le-Duc	161
Kapitel 5 Zur italienischen Front	183
Kapitel 6 Anzio-Nettuno	231
Kapitel 7 Kampf um Velletri	245
Kapitel 8 Im Lazarett von Rom	253
Kapitel 9 Als Verwundeter & Ambulanzfahrer	263
Kapitel 10 Florenz-Meran-Bologona	273
Kapitel 11 Kein Heimatschuss	317
Kapitel 12 An der Dreckfront	337
Kapitel 13 Verfluchter Monte Adone	349
Kapitel 14 Als Pionier	357
Kapitel 15 Meuterei aus Übermut, die Opfer	373
Kapitel 16 Graben, sprengen, frieren	385

Kapitel 17	Alles umsonst, Armageddon	411
Kapitel 18	Ende, finito, es geht nicht mehr	425
Die Schule von Medicina (P. Huber)		447
Drei Jahre Kriegsgefangenschaft (P. Huber)		451
Rückkehr und Auswanderung (P. Huber)		463
Nachwort von Otto Renger		485
Quellennachweise Text		489
Quellennachweise Bildmaterial		491
Impressum		492

Zum Geleit

Wenn Sie, liebe Leserin oder lieber Leser, dieses Buch in Ihren Händen halten, so hat sich ein Wunsch meines geliebten am 22. April 2022 verstorbenen Mannes Otto erfüllt. Denn es war ihm stets ein großes Anliegen, seine bewegte, spannende, harte aber ebenso schöne Lebensgeschichte an die jüngere Generation weiterzugeben – sei es in der alten Heimat Europa, die wir über Jahrzehnte regelmäßig gemeinsam bereisten, oder in Australien, wo ich zusammen mit ihm mehr als ein halbes Jahrhundert lang glücklich sein durfte.



Gerty und Otto Renger in den 1950er Jahren.

Manches, was mein Mann Otto beziehungsweise sein Co-Autor Patrick Huber in ihrem gemeinsamen Buch beschreiben, mag für die Menschen, die heute in Europa in Frieden leben dürfen, surreal erscheinen.

Doch genau deshalb ist es so bedeutsam, dass die Lebenserinnerungen meiner Generation nicht in Vergessenheit geraten.

Es mutet schier unfassbar an, was mein Otto während des Zweiten Weltkrieges, in den er mit 17 Jahren gegen seinen Willen wie in einen Strudel aus Gewalt und Tod hineingeraten ist, erleiden musste. Und trotzdem hatte er noch Glück im Unglück, denn Otto kam mit dem Leben davon – etwas, das im bis dato größten Krieg der Weltgeschichte mehr als 60 Millionen Menschen leider nicht vergönnt war.



Gerty Renger in Australien beim Dogsitting.

Für mich persönlich ist die Veröffentlichung dieses Buches in der letzten Phase meines eigenen Lebens ausgesprochen wertvoll, denn ich weiß, dass dadurch

die Geschichte von Otto und mir bewahrt wird.

An dieser Stelle möchte ich daher dem Initiator und Herausgeber Patrick Huber, einem langjährigen sehr guten Freund, herzlich dafür danken, dass er das möglich gemacht hat. Denn ohne sein Engagement und sein historisches Fachwissen hätte das Buch in dieser Form nicht erscheinen können. Und so darf ich Ihnen an dieser Stelle nun viel Freude mit den vorliegenden Aufzeichnungen wünschen.

Gerty Renger, Sydney, März 2023

Einleitung

Als die Idee zu diesem Buch im Sommer 2022 initial entstand, tobte in der Ukraine bereits seit mehreren Monaten der brutale russische Angriffskrieg. Seit Ende des vom deutschen Kriegsverbrecher Adolf Hitler entfesselten Zweiten Weltkrieges (1939-1945), den Otto Renger nur mit viel Glück überlebt hat, gab es in Europa keinen derartigen militärischen Konflikt mehr. Von den meisten Menschen war ein neuerliche Krieg zwischen zwei Staaten mitten in Europa bis zum russischen Überfall auf die Ukraine am 24. Februar 2022 für undenkbar gehalten worden. Was aber bedeutet Krieg eigentlich? Ein weiser Mann hat einmal gesagt: „Kriege werden von alten Männern geführt aber von jungen Männern gekämpft.“ Ein dem griechischen Philosophen Platon zugeschriebenes Zitat besagt: „Nur die Toten haben das Ende des Krieges gesehen.“ In vielen Filmen und Büchern über den Zweiten Weltkrieg werden der Kampf und das Sterben regelrecht glorifiziert.

In Otto Rengers Erinnerungen ist das anders. In der einfachen Sprache eines jungen Mannes schildert er seine ganz persönlichen Erlebnisse. Das Wichtige und Authentische daran: Sie stellen den Krieg nicht als Abenteuer oder Bewährungsprobe für die Männlichkeit dar und sie wurden nicht Jahrzehnte später niedergeschrieben, sondern wenige Monate nach dem Ende der Kampfhandlungen, in Kriegsgefangenschaft, 1945. Das macht sie zu einem einzigartigen

Die Heimat der Sudetendeutschen

Die Geschichte Österreichs ist mit jener der heutigen Tschechischen Republik eng verwoben. Ab dem 12. Jahrhundert besiedelten Deutsche in mehreren Wellen Teile Böhmens, Mährens und Schlesiens. Es waren dies in erster Linie die heutigen Randgebiete Tschechiens (als Sudetenland bekannt), die von den deutschen Zuwanderern überhaupt erst urbar gemacht wurden. Diese Einwanderer, die auf ausdrücklichen Wunsch des slawischen Adels, allen voran des regierenden Fürstenhauses der Přemysliden, ins Land kamen, brachten die damals in Deutschland bereits entwickelte Stadtkultur mit all ihren Eigenschaften wie Zünften, Handwerken und vor allem das deutsche Stadtrecht unterschiedlicher Prägung mit. Auch die Gründung der heutigen tschechischen Hauptstadt Prag geht zu einem guten Teil auf die deutsche Besiedlung Böhmens zurück.

Zunächst als Siedlung angelegt, wurde Prag im Jahr 1230 zur Stadt erhoben und im 14. Jahrhundert unter der Regentschaft des römisch-deutschen Königs Karl IV., der Latein, Deutsch, Tschechisch, Französisch und Italienisch sprach, zu einem politisch-kulturellen Zentrum in Europa. Mit der Karls-Universität wurde in Prag 1348 die erste Universität in Mitteleuropa gegründet. Auch das Konservatorium und die Technische Universität gehören zu den ältesten ihrer Art in Europa. Über Jahrhunderte hinweg war Prag eine Stadt, in der sich tschechische, deutsche und

jüdische Kultur begegneten, wobei sich viele Juden selbst als Deutsche, und nicht über ihre Religion, definierten. Das wiederum führte im 19. Jahrhundert zu Konflikten mit tschechischen Nationalisten. Sie warfen den Juden ihr „Deutschsein“ vor. Der tschechische Dichter, Journalist und Politiker Karel Havlíček Borovský (1821-1856) äußerte sich entsprechend antisemitisch: *„Eher könnten wir Deutsche, Franzosen, Spanier, Engländer usw. zur tschechischen Nation rechnen als Juden. Deshalb muss derjenige, der Tscheche sein will, aufhören, Jude zu sein.“*

Böhmen, Mähren und Schlesien gehörten über Jahrhunderte zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, seit 1804 dann zum Kaisertum Österreich. Als dieses durch den österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 zum Staatenkonstrukt Österreich-Ungarn transformiert wurde, waren Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien fortan Teil der westlichen Reichshälfte.

Deutsche plötzlich Fremde im eigenen Land

Mit Ende des Ersten Weltkrieges im November des Jahres 1918 zerfiel auch der Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn. In den als Sudetenland bezeichneten Randgebieten von Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien sowie in den deutschen Sprachinseln (etwa Brünn, Olmütz, Iglau, Wischau oder Budweis) lebten zu diesem Zeitpunkt rund drei Millionen Menschen deutscher Muttersprache,

Landes, Edvard Beneš (von 1935 bis 1938 und von 1945 bis 1948 Präsident), nahm daraufhin *„auf diese Konferenz größten Einfluss und scheute auch nicht vor wahrheitswidrigen Behauptungen über die Zahl der Deutschen und den Einsatz von gefälschten Karten über ihre Siedlungsgebiete zurück“*, so die SLÖ in einer Stellungnahme zum Thema. Beneš war es auch, der die Sudetendeutschen, deren Vorfahren Jahrhunderte zuvor auf Einladung der slawischen Könige ins Land gekommen waren, als *„Kolonisten oder Abkömmlinge von Kolonisten“* diskreditierte.

Im Februar 1920 beschloss die ČSR das sogenannte Sprachengesetz, das von Staatsbeamten verlangte, innerhalb eines halben Jahres eine schwierige Sprachprüfung auf Tschechisch abzulegen. Als zusätzliche Schikane wurden deutschsprachige Beamte oft ins tschechische Sprachgebiet versetzt, während kinderreiche, nur tschechisch sprechende, Beamte ins deutsche Gebiet kamen. Der damalige tschechoslowakische Außenminister und spätere Präsident Edvard Beneš versuchte nicht einmal, seine antideutsche Haltung zu verbergen. So verhöhnte er am 29. Oktober 1920 die sudetendeutschen Altösterreicher kollektiv: *„Den Deutschen darf kein Selbstbestimmungsrecht gegeben werden, sie mögen sich besser an Galgen und Kandelabern aufhängen.“*

In den folgenden Jahren verloren rund 70.000 sudetendeutsche Staatsangestellte ihren Posten. Die Verelendung weiter Teile der deutschsprachigen

Altösterreicher in der Tschechoslowakei schritt rapide voran.

Die 1924 geborene deutschböhmische Großmutter des Herausgebers und Co-Autors dieses Buches schilderte ihm die in den 1930er Jahren auch in ihrem Dorf in Nordböhmen herrschende Situation der Menschen: *„Bei uns in der Klasse gab es Kinder, denen konnten die Eltern nicht einmal mehr ein Pausenbrot in die Schule mitgeben, weil sie selbst nicht genug Lebensmittel besaßen. Wir am Bauernhof hatten zum Glück ausreichend zu essen und so schmierte unsere Mutter manchmal zusätzliche Brote, die ich dann für meine Klassenkameraden mitnehmen konnte.“*

Das menschliche Leid vieler Sudetendeutscher, die sich in dem neuen Staat wegen der täglichen systematischen Diskriminierungen als „Bürger zweiter Klasse“ fühlten, war schier unermesslich.

Das zeigte sich tragischerweise unter anderem daran, dass es laut dem Tschechoslowakischen Statistischen Zentralamt allein im Zeitraum von 1920 bis 1930 – also sogar noch vor Ausbruch der schweren Wirtschaftskrise – unter den Sudetendeutschen 20.000 Selbstmorde gab. Laut Hugo Theisinger, Autor des Buches „Die Sudetendeutschen“, war das „im Verhältnis gesehen die höchste Selbstmordziffer Europas“.

Dieser Bericht gilt als Grundlage dafür, dass sich Deutschland, Großbritannien, Frankreich und Italien am 29. September 1938 auf der Konferenz von München – ohne jede Beteiligung der Tschechoslowakei – darauf einigten, dass das mehrheitlich von Deutschen bewohnte Sudetenland an das Deutsche Reich abgetreten wurde, um den Frieden in Europa zu retten, was sich im Nachhinein natürlich als Trugschluss herausstellen sollte.

Denn in Wahrheit waren die Sudetendeutschen Hitler völlig egal. Dem menschenverachtenden Diktator war es nie um das Wohl der deutschsprachigen Menschen in Böhmen und Mähren, sondern nur um den Ausbau seiner eigenen Macht gegangen – und schon gar nicht war er interessiert daran, sich von seinen größtenwahnsinnigen Kriegsplänen und dem Menschheitsverbrechen der Shoa abhalten zu lassen, dem neben rund 71.000 tschechischen Juden auch eine große Zahl sudetendeutscher Juden zum Opfer fielen. Insgesamt ermordeten die Nazis in ganz Europa im Rahmen der Shoa mindestens 6 Millionen Juden, dazu unzählige Kriegsgefangene, politische Gegner und andere Menschen, die sie wegen ihrer völlig kranken „Herrenmenschen-Ideologie“ als „lebensunwert“ betrachteten.

Als die deutsche Wehrmacht am 1. Oktober 1938 ins Sudetenland einmarschierte, wurde sie von den meisten deutschen Bürgern jubelnd empfangen. Viele Menschen fühlten sich nach 20 Jahren tschechischer

Am 12. Mai sprach der Präsident vom Balkon des Brünner Rathauses zur Menge: *„Jetzt gehen wir gleich an die Arbeit. Mein Programm ist, ich verheimliche es nicht, dass wir die deutsche Frage in der Republik ausliquidieren müssen. In dieser Arbeit werden wir die ganze Kraft von euch allen brauchen.“* Die tschechischen Zuhörer quittierten diese Hetze mit frenetischem Applaus und „Bravo“-Rufen.

Nur vier Tage später, am 16. Mai hetzte der tschechoslowakische Präsident bei einer Rede in Prag: *„Es wird notwendig sein, vor allem kompromisslos die **Deutschen in den tschechischen Ländern und die Ungarn in der Slowakei völlig zu liquidieren**, soweit diese Liquidierung im Interesse des einheitlichen Nationalstaates der Tschechen und Slowaken überhaupt nur möglich ist. **Unsere Losung muss es sein, uns, unser Land kulturell, wirtschaftlich und politisch endgültig zu entgermanisieren.**“* Bemerkenswert ist, dass sich Beneš augenscheinlich abgründtiefer Hass auch gegen die Ungarn richtete, die ebenfalls seit Jahrhunderten – vor allem im slowakischen Teil – in der ČSR gelebt hatten.

Nur etwas mehr als zwei Wochen später, am 3. Juni 1945, wurde das Staatsoberhaupt in Tabor noch deutlicher in seiner Hetze: *„Ich erteile allen ‚Narodny Vybor‘ (Mitgliedern des Nationalausschuss, Anm.) strengen Befehl, unseren Leuten im Grenzgebiet Platz zu verschaffen. Werft die Deutschen aus ihren*

Reichenberg – das „Wien des Nordens“

Die Geschichte von Otto Rengers Geburtsstadt Reichenberg (Tschechisch: Liberec) soll ebenfalls noch behandelt werden, ehe wir Otto Rengers persönliche Erinnerungen zu lesen bekommen. Die Historie dieser Stadt ist eng mit der Reichshauptstadt von Österreich-Ungarn, Wien (Tschechisch: Vídeň), verbunden. Reichenberg liegt inmitten des idyllischen Isergebirges und die Architektur vieler Gebäude lässt deutliche Ähnlichkeiten zu den Prachtbauten der Kaiserstadt Wien erkennen. Im 13. Jahrhundert wurde die Region Reichenberg von Deutschen besiedelt. Im Jahr 1577 erhielt die Gemeinde das Stadtrecht. Ab 1804 war Reichenberg Teil des Kaisertums Österreich, aus dem 1867 Österreich-Ungarn hervorging. Die Stadt war zudem ein bedeutender Industrie- und Handelsplatz der Donaumonarchie und Sitz zahlreicher bedeutender Firmen. Auch das größte Unternehmen der Monarchie, die Textilwerke der Familie Liebig, hatte sich in Reichenberg angesiedelt. Die Unternehmerfamilie engagierte sich sozial und stellte für die Häuser ihrer Arbeiter beispielsweise kostenlosen Baugrund zur Verfügung.

Rund 90 Prozent der Einwohner Reichenbergs waren zu dieser Zeit sudetendeutsche (Alt-)Österreicher, die sich selbst als Deutsche betrachteten, darunter viele Juden deutscher Muttersprache. Sie waren als geschäftstüchtige Unternehmer, Anwälte oder Mediziner tätig. Die Familie des in Wien geborenen

berühmten Schriftstellers Stefan Zweig („Die Schachnovelle“) besaß ebenfalls ein gut gehendes Textilunternehmen in dieser Stadt. Als eine der ersten Städte der österreichisch-ungarischen Monarchie war Reichenberg elektrifiziert worden und hatte eine Straßenbeleuchtung erhalten.

Zwischen 1887 und 1889 wurde nach den Plänen des Wiener Architekten Carl König (er entwarf Anfang des 20. Jahrhunderts auch das „Haus der Industrie“ in Wien) eine prunkvolle Synagoge auf einer Anhöhe hinter dem neuen Rathaus (1888 bis 1893 erbaut) und dem Stadttheater (zwischen 1881 und 1883 erbaut) errichtet.



Der Turm der Synagoge überragte sogar das Rathaus. Der im Stil der Frührenaissance errichtete Kuppelbau hatte jeweils etwa 250 Plätze für Männer und für Frauen.

Ein Drittel der Kosten für den Bau des jüdischen Tempels übernahmen dabei nichtjüdische Reichenberger.

Im nahen Maffersdorf, heute ein Ortsteil von Reichenberg, wurde 1875 der weltbekannte österreichische Konstrukteur Ferdinand Porsche geboren. An einer der Schulen, die er in Reichenberg besuchte, erinnert mittlerweile eine zweisprachige (Deutsch/Tschechisch) Gedenktafel an den großen Sohn dieser Stadt.



Zwei Jahre lang, von 1891 bis 1893, besuchte Ferdinand Porsche diese Schule in Reichenberg.

Vorwort von Otto Renger

Die Tagebücher im Foto sind nun über 50 Jahre alt und es wurde notwendig, sie durch Druckschrift zu ersetzen, da die mit Tinte geschriebenen Zeilen anfangen zu verblassen. Mein Kriegstagebuch wurde in den ersten Monaten meiner Kriegsgefangenschaft im britischen P. O. W. Camp 306 in Ägypten aus dem Gedächtnis niedergeschrieben. Die deutsche Wehrmacht verbot bei Strafe das Aufzeichnen von Kriegserlebnissen in Tagebüchern. Als ich die Kriegsgeschehnisse im Juni und Juli 1945 zu Papier brachte, waren meine Erinnerungen noch frisch, trotzdem können manche Daten um ein bis zwei Tage verkehrt sein. Ich brachte meine Tagebücher 1948 nach meiner Entlassung aus der Gefangenschaft mit nachhause nach Wernigerode in die ehemalige DDR, denn dort lebten meine Eltern nach ihrer Vertreibung aus dem Sudetenland.



Während meiner Jahre in Deutschland und auch danach hatte ich die Existenz dieser Tagebücher vollkommen vergessen. Eigentlich wusste ich gar nicht mehr, dass ich sie noch hatte. Meine Mutter jedoch

Kapitel 1 – Im RAD

Der Blick nach Deutschland

Im Jahre 1936, als ich gerade 10 Jahre alt war, begann das Leben für mich interessant zu werden. Nicht Amerika stand damals im Mittelpunkt des Weltgeschehens, sondern in Europa passierte so allerhand. Ich erinnere mich deutlich, dass ich mit meinen beiden älteren Cousins im Y.M.C.A. Kino saß, auf dem billigsten Platz und in der ersten Reihe, um die Wochenschau zu sehen. Wir verfolgten mit Spannung den Krieg der Italiener in Abessinien und waren natürlich auf der Seite der so sauber uniformierten Italiener und johlten über die ungezügelten Horden der ärmlich gekleideten Abessinier.

Im Foyer des Kinos kauften wir uns die billigsten Süßigkeiten wie Erdnüsse in Schokolade, die Spitztüte für 20 Heller. Wir aßen Hände voll davon und lachten über uns selbst wenn das Licht anging, denn wir hatten die geschmolzene Schokolade um die Augen und in den Mundwinkeln und sahen aus wie Monster. In den 1920er und 1930er Jahren flimmerte das Filmmaterial noch stark, und wenn man in der ersten Reihe saß, brannten einem bald die Augen, die man dann deshalb rieb.

Nach Schluss der Vorstellung war es im Winter meistens dunkel draußen und wir beschlossen, wie immer, ein Litfaßsäule-Pinkeln zu veranstalten.



Otto Renger (auf den Stufen kniend) mit seiner Mutter und seinem Vater, aufgenommen etwa Mitte der 1930er Jahre.

Unsere Stadt war voll mit liebeshungrigen Soldaten. Nachts schlichen wir Jungen durch den Park und belauschten die auf den Parkbänken sitzenden Liebespaare. Wir hörten das Keuchen der Soldaten sowie das Stöhnen der Mädchen und dachten, dass sie unter Schmerzen stöhnten und nicht aus Lust. Manchmal musste einer von uns husten und wir wurden von dem Soldaten in Unterhosen weggejagt. Ach, was hatten wir für Spaß ...

Ansonsten merkte man langsam, dass ein ganz anderer Wind wehte. Europa begann sich gewaltig zu verändern und das kam alles nur wenig später zum Ausbruch. Der Zweite Weltkrieg hatte bereits Europa und fast die halbe Welt total verändert. Es war im Sommer des Jahres 1943, als mein junges friedliches Leben eine radikale Wendung nahm.

Jahre zuvor, an meinem 14. Geburtstag, schenkte mir meine Mutter ein prächtig aussehendes Tagebuch. Sie meinte, dass ich darin alle meine Erlebnisse eintragen sollte. Ich allerdings hatte sie in Verdacht, dass sie herausfinden wollte, was ich in meiner Freizeit trieb. Mütter kannten alle Tricks, um an die Geheimnisse ihrer Söhne heranzukommen.

Ich war damals in Aktivitäten einer Art „Straßenbande“ verwickelt. Ich hasste den Gelände-Dienst der Hitlerjugend und verbrachte die meiste Zeit mit meinem Banden-Freund Alex.

Kapitel 2 – Es ist so schön ...

Oder: „Es ist so schön Soldaaaaaaat zu sein ...“
(der Titel bezieht sich auf das gleichnamige um 1930 von Herms Niel komponierte Soldatenlied und ist sarkastisch gemeint)

Meine Tante, mit guten Beziehungen zum Wehrbezirkskommando in Reichenberg, unserer Kreisstadt, beruhigte meine Mutter, da sie herausgefunden hatte, dass ich nicht für die Front, sondern wegen meines speziellen Berufes für die Luftwaffen-Werkstatt in Halle vorgesehen war. Im Stillen hatte ich mir jedoch ein abenteuerliches Soldatenleben vorgestellt, doch sollte sowieso alles ganz anders kommen als gedacht.

Die Tage des Wartens verbrachte ich in bedrückter Stimmung wie einer der nicht wusste was ihm bevorstand. Tags zuvor hatte ich gerade ein nettes Mädchen kennengelernt mit dem ich eng umschlungen im Weinkeller des „Cafe Corso“ saß, als es gerade Fliegeralarm gab. Sie versprach mir auch, mich am Morgen mit dem Zug nach Reichenberg, der Stadt der Sammelstelle, zu begleiten. Da mein Vater, der in Reichenberg arbeitete, mit demselben Zug mitfuhr, kam es zu keiner Begegnung. So scheu war die damalige Jugend.

Am frühen Morgen des 25. November 1943 nahm ich Abschied von meinem kleinen Dachzimmer und ahnte

Tante, dass ich nach Halle käme – doch es kam ganz anders. Ein junger Leutnant der Luftwaffe bestieg ein kleines Podium, erbat sich „R U H E“ und räusperte sich für eine Ansprache.

Er erklärte uns, dass wir stolz sein dürften uns zu den „ersten“ gezogenen Fallschirmjägern zu zählen, das heißt, dass wir unter den ersten Fallschirmjägern waren, die sich nicht freiwillig zu dieser Waffengattung gemeldet hatten.

Unsere Gesichter wurden bei dieser Mitteilung immer länger und es dauerte, bis wir verstanden, was uns bevorstand. Man hatte doch bisher diese Truppe nur aus dem „besten Menschenmaterial“ und ausschließlich aus Freiwilligen zusammengestellt, und nun sollten wir dazu „gezogen“ werden? Was uns anbetraf, so waren wir ein recht gemischter Haufen von schwächlichen Jünglingen. Bisher hatte man nur die Gesündesten für diese Spezial-Truppe auserwählt.

Wir wurden nach dieser Ankündigung in Ruhe gelassen und diskutierten eifrig den Stand der Dinge. Keiner von uns hätte jemals daran gedacht sich freiwillig zu dieser Truppe zu melden. Nach Mitternacht marschierten wir in Richtung Bahnhof, um dort eine dünne Suppe zu erhalten. Ein ungeheizter Zug dritter Klasse stand schnaufend für uns bereit und man pferchte uns in die Abteile. Bald froren wir wie die Schneider trotz der beiden Decken die wir zuvor erhalten hatten. Erst gegen Morgengrauen setzte sich

der Zug in Bewegung und die Dampfrohre der Heizung begannen etwas wärmer zu werden. Die Fahrt ging über die schon arg zerbombten Städte wie Leipzig-Halle und Magdeburg zum Endziel: Sprungschule Gardelegen. Endlich wussten wir wo das Nest lag.

Was die Luftwaffen-Werkstätten in Halle anbetraf, so schaltete ich diese Hoffnung aus und sah der neuen Situation mit Spannung entgegen.

Am 27. November 1943, so gegen Mittag, trafen wir in dem großen Baracken-Lager ein. Ein sehr laut schreiender Oberfeldwebel befahl uns gleich auf den Exerzierplatz wo wir abgezählt, angeschrien, beleidigt und letzten Endes auf die verschiedenen Baracken verteilt wurden.

Wie sich herausstellte waren die Unterkünfte total verdreckt, die Wasserleitungen eingefroren, und die Toiletten vollkommen verstopft. Am darauffolgenden Morgen wurden wir zur Versammlung in die große Sprunghalle beordert und saßen erwartungsvoll auf dem Fußboden. In der Mitte dieser Halle stand so etwas wie ein erhöhter Box-Ring. Wir waren fast zweitausend Rekruten die da saßen und nicht wussten warum. Doch bald sollten wir es erfahren.

Kapitel 5 – Zur italienischen Front

Ost- oder Südfront?

Nachdem wir Bar-le-Duc verlassen hatten, durchfuhren wir das südöstliche Frankreich und passierten Straßburg im Morgengrauen. Ich dachte mir wie ungewöhnlich es war, dass wir unseren Aufenthalt in Frankreich ohne Geschlechtskrankheit überstanden hatten. Denn viele Soldaten im besetzten Frankreich hatten sich etwas „eingefangen“.

Bahnfahrten während des Krieges dauerten immer recht lange und besonders Transportzüge konnten immer nur dann fahren, wenn der normale Zugfahrplan, der oft durch Bombenschäden der Geleise gestört war, es erlaubte. Weiter ging es über Offenbach nach Rosenheim in Bayern, und wir waren mal wieder in Deutschland. Wie immer im März, sah alles noch recht trübe aus. Wir hatten in Rosenheim Aufenthalt. Hier brachten uns junge Schwestern des Roten Kreuzes etwas zu essen.

Erst am Abend ging es weiter und wir erreichten am 21. März 1944 Innsbruck in Österreich. Wir rätselten wohin es von dort aus gehen könnte ...

Landeskundige sagten uns, dass wir an eine Bahnkreuzung kämen, wo es sich entscheiden würde ob wir an die Ost- oder die Südfront kämen. Sollte der Zug geradeaus fahren, kämen wir entweder auf den Balkan oder nach Russland. Sollte der Zug dagegen

mein Blut in den Adern erstarren ließ. Dieses Kommando war mir bekannt aus den Kriegserzählungen von Büchern des Ersten Weltkrieges (1914-1918), wo man sich in Flandern und an der Somme gegenseitig mit Bajonetten bekämpfte. Dieses Kommando erinnerte mich an unsere Ausbildung in Angoulême, wo wir mit Bajonetten und lautem Geschrei auf Stoffbündel einstechen mussten. Unser Zugführer schrie ganz laut: „Zwaaiter Zug ... feeertigmachen zum Naaahkampf ... Bajonette a u f s t e c k e n !“

Im Nahkampf

Ich traute meinen Ohren nicht und hätte niemals damit gerechnet, dass es jemals dazu kommen könnte, einem anderen Menschen das 30 Zentimeter lange Bajonett in den Leib rammen zu müssen. Ich hörte das Klicken, als die Bajonette auf das Ende des Gewehrlaufes gesteckt wurden und ich tat es wie in Trance auch. Schon kam der nächste Befehl: „Zwaaaaiter Zug, Sprung auf, marsch, maaaaarsch! Mir drehte sich der Magen um. Ich fand mich in den nächsten Sekunden zusammen mit meinen Kumpels und unserem vor uns herlaufenden Zugführer auf einen unsichtbaren Feind – der irgendwo im Wäldchen lag – mit erschreckendem Hurra-Geschrei zustürmen. Wir mussten dem Gegner einen großen Schrecken eingejagt haben, denn während wir mit lauter Kehle auf ihn zuliefen, hörten wir englische Kommandorufe, ein lautes Rascheln und Scheppern im Unterholz. Zog sich etwa der Feind zurück?

Schreiend vor Schmerz landete er mit dem Rücken auf dem Boden unseres Loches. Ringsherum hörte ich verzweifelte Rufe verwundeter Kameraden nach dem Sanitäter. Als ich Pester ansah, merkte ich, dass er so blass war wie Schultz am Vormittag. Ich dachte daher, dass er auch tot wäre, doch hörte ich ihn leise sagen: „Otto ... meine Schulter ...“

Vorsichtig drehte ich Pester auf die Seite und sah voller Schrecken einen messerlangen Granatsplitter aus seinem Schulterblatt herausragen. Ich sah zudem das Blut, das seine Uniform durchtränkt hatte. Nun rief auch ich laut nach dem Sani – der aber hatte mit den vielen anderen Verwundeten alle Hände voll zu tun und konnte deshalb nicht gleich kommen. Pester wurde immer schwächer und bettelte um Wasser, doch unsere Feldflaschen waren leer. Endlich, nach einer gefühlten Ewigkeit, kam plötzlich unser Sani ins Loch gesprungen nachdem er eine kleine Feuerpause abgewartet hatte. Wir waren nun drei Mann in einem kleinen Erdloch. Der Sani hockte über Pester und versorgte ihn, während ich bei Pesters Füßen kauerte und so gut wie möglich meinen Kopf in Deckung hielt. Nachdem Pester versorgt war und auch Schmerztabletten geschluckt hatte, verschwand der Sani so schnell wie er aufgetaucht war, um anderen zu helfen.

Im Stillen bewunderte ich diesen Helden und erfuhr später, dass er selbst bei seiner Tätigkeit schwer verwundet wurde. Der feindliche Beschuss hielt den

über einem Bunsenbrenner und ging damit tief in meinen Oberschenkel hinein.

Vor lauter Schmerz folgte ich seinem Rat und biss hart in das Kissen, dann hörte ich einen größeren Splitter in den Eimer fallen: „Olls a Oadenken!“ Nachdem der Arzt noch mehrere tiefer liegende Fragmente entfernt hatte, hörte er zu meiner Erleichterung auf und sagte zu mir: „A poar Stückle san scho noch drinna, ober dös werd Ihna nix ausmoachn und guat vahailn.“ – „Einige Splitter sind noch drin, die Ihnen aber nichts ausmachen und gut verheilen werden.“ Damit durfte ich vom Tisch und hörte, wie er dem Sani Anweisung gab, mir „zeahn Doasen Tschoka-Kola oaszuhändigen.“ So kommt es, dass ich heute beim Schreiben dieser Zeilen noch immer einige, inzwischen aber verkapselte, Splitter in mir herumtrage.

Gegen Mittag saß ich in der Sonne oberhalb des so friedlich aussehenden Albano Sees und sah unter mir die Landstraße wie sie sich vom See her hinauf zur Bahnstation schlängelte. Ein schweres Zündapp-Armee-Motorrad mit Beiwagen kam die Straße heraufgefahren und ich sah einen Soldaten im Beiwagen mit einem bandagierten Fuß, den er hoch heraushielt. Ab und zu stieß er so laute Schmerzensschreie aus wie ich sie noch nie gehört hatte. Immer wenn der Fahrer über einen Unebenheit sauste, schrie der verwundete Soldat. Als das Krad-Gespann vor dem Tunnel hielt, trugen die Sanis

mich ins Wannenbad. Als ich im warmen Wasser saß fragte mich die eine Schwester auch, was mir eigentlich fehlte, so hob ich nur stumm meinen Finger hoch. Auch die beiden grinsten nur und schüttelten den Kopf. Bald kam ich mir vor wie ein Pariah (*zeitgenössische Bezeichnung für einen Ausgestoßenen*).

Am folgenden Morgen wurde ich dem verantwortlichen Arzt vorgeführt. Ich knallte meine Hacken zusammen und meldete mich mit meinem Namen als „verwundet bei Florenz“. Der Stabsarzt, der seinem Dialekt nach Wiener war, fragte mich von seiner Zeitung aufblickend: „Und waaas bittschön teat Eahna fehlen?“ Ich hielt meinen Finger hoch und meldete zackig: „Durchschuss rechter Zeigefinger, Herr Stabsarzt!“ Der Arzt machte für Sekunden ein verdutztes Gesicht und fragte mich dann: „Sagns mol, is des alleeees woas Se haben?“ Darauf zeigte ich noch voller Zuversicht meinen verheilten Messerstich vor. Der Stabsarzt schüttelte seinen Kopf und sagte: „Des schaut ma aus, ols ob olle meine Kollegen nimmer gscheit san. Wia komma nur oan gsunden Burschen wie Sia nach do oben schickn?“

Mir selbst wurde es langsam zu blöd immer dasselbe zu hören. Schließlich war es nicht meine Schuld, nach Meran geschickt worden zu sein. Der Doktor schien Mitleid mit meiner Jugend zu haben und sagte mir, dass ich mir ein paar schöne Tage machen sollte und mich dann wieder auf den Weg an die Front zu

Kapitel 12 – An der Dreckfront

Am 29. Oktober 1944 mussten wir ganz plötzlich wieder zum Einsatz an die Front. Wie man vermutete, war unsere „Grüne Linie“ langsam am Zusammenbrechen.

Für unsere neuen Kameraden, die als Ersatz aus Deutschland nach Italien verlegt worden waren, wurde es der erste Fronteinsatz. Gegen 17 Uhr verlud man uns auf Lastwagen, die uns in Richtung Front brachten. Ich trug wieder das MG 42. Dieser Einsatz entwickelte sich besonders unangenehm, da die Regenperiode eingesetzt hatte. Die LKW brachten uns bis etwas südlich von Bologna und ließen uns bei Pianoro absitzen. Schon dabei kamen die ersten Granaten heran gerauscht und unsere „Neuen“ machten es wie wir – sie warfen sich Deckung suchend in den Dreck.

Unser gesamtes Bataillon bildete eine Kette und wir begannen durch die regennassen Felder um Pianoro zu waten. Pianoro war nur einige Monate vorher noch ein blühendes Dorf, durch das ich als SanKra-Fahrer oftmals durchgefahren bin. Nun aber war es zerstört und lag verödet vor mir. Kaum waren wir durch den Ort, erhielten wir schon den ersten Granatwerfer-Überfall und hatten gleich ein paar Verwundete zu beklagen. Nach einer Stunde des Vortastens in der regnerischen Nacht erreichten wir eine kleine Schlucht westlich von Pianoro. Eine

zurückzog – was ich verweigerte. Wütend und mit rotem Kopf zog er ab. Unser Kuchen aber blieb von diesem Zeitpunkt an unberührt und verschwand erst am Heiligen Abend in unseren Mägen. Zusammen mit einem Kameraden stellte ich eine Weihnachtszeitung her, wobei jeder von uns durch den Kakao gezogen wurde. Natürlich war der „Kuchen-Feldwebel“ auch darunter.

Weihnachten 1944

Der Heilige Abend begann damit, dass wir bis Mittag Dienst hatten, um nach einem kalten Mittagessen gemeinsam den Baum zu schmücken. Wir hatten nicht allzu viel Schmuck aufzuhängen, doch als der Baum fertig war, sah er recht passabel aus. Ich schwelgte in dieser Weihnacht, weil sich in der Villa alles so „privat“ ausnahm und man nicht das Gefühl hatte, Frontsoldat zu sein. Ich dachte mit Schrecken daran, dass dieser Traum bald vorbei sein würde.

In der Küche schwitzte der Koch, denn er war mit den Vorbereitungen für das Weihnachtsessen beschäftigt. Eine Flasche Schnaps stand neben dem Herd, denn der Mann war Alkoholiker. Doch das tat seinen Fertigkeiten als großartiger Koch keinen Abbruch. Ein halbes in Stücke zerlegtes Schwein brutzelte im Backofen. Kartoffeln und Sauerkraut standen fertig auf der Herdplatte und draußen im Schnee kühlte eine große Schale Pudding. Die Villa war wohlig warm und keiner dachte an die Zukunft. Wir lebten nur in der Gegenwart. Um 20 Uhr kam Leutnant Deufler, um mit

Ich erblickte durch den Schlitz wie sich britische Infanterie in gepanzerten Transportern näherte und konnte die flachen englischen Stahlhelme erkennen.

Die Soldaten des Tommy saßen ab und verteilten sich entlang des Wassergrabens. Die Schießerei der Panzer hatte aufgehört. Die Engländer in den Panzern dachten wohl, dass wir alle tot wären. Weder der Feind noch wir wussten was wir tun sollten. Die Briten hatten genau solche Angst vor uns wie wir vor ihnen.

Wir merkten nun an den lauten Rufen der vermeintlichen Engländer, dass es sich dabei eigentlich um Polen handelte, die unter ihrem General Władysław Anders auf Seiten der Alliierten kämpften. Ich sah auch dunkelhäutige Soldaten aus den Fahrzeugen aussteigen. Das waren wohl Maori aus Neuseeland. Es wurde nun äußerst brenzlich für uns. Irgend etwas musste passieren. Der höchste Dienstrang, den wir noch unter uns hatten, war ein Obergefreiter. Als wir ihn fragend ansahen drehte er sich um und zeigte uns damit demonstrativ, dass er keine Führung übernehmen wollte. Die Polen hofften, dass sich ganz Medicina ergeben würde und von unserem Standort im Keller aus hätten wir die ganze gegnerische Infanterie mit meinem MG einfach ausblasen können.

**ABER WIR HATTEN EINFACH
DIE SCHNAUZE VOLL!!!**

Ermordung kapitulierender deutscher Soldaten mit den Worten: „Wir haben keine Gefangenen gemacht. Wenn sich jemand ergeben hat, dann haben wir ihn umgelegt“, zu und berief sich gegenüber der US-amerikanischen Tageszeitung „The Palm Beach Post“ auf entsprechende Befehle: „Orders were to take no prisoners“, auf Deutsch: „Der Befehl lautete, keine Gefangenen zu machen.“

Doch in diesem Fall kamen Otto und seine Kameraden glimpflich davon, sie wurden lediglich ausgeplündert: „Der Maori nahm mir als erstes mein Verwundetenabzeichen weg, danach trennte er mit dem Rasiermesser den Adler aus meiner Uniform heraus. Anschließend beraubte er mich meines Stahlhelms und meiner Armbanduhr, die mein persönlicher Besitz war.“

Danach mussten sich Otto und die anderen gefangen genommenen deutschen Fallschirmjäger vor den britischen Sherman-Panzern aufstellen. Dort machten die unter britischem Kommando stehenden polnischen Soldaten in gebrochenem Deutsch Witze über die Gefangenen. Renger: „Bei Einbruch der Dunkelheit führten uns die Soldaten dann zu einem Bauernhaus. Dort erklärte uns ein Pfeife rauchender britischer Offizier, sein Name war Major Hudson, offiziell zu Kriegsgefangenen.“

Gegen 21 Uhr wurde es noch einmal lebensgefährlich für die Gefangenen und ihre Bewacher. Denn plötzlich

Ungewissheit und Langeweile zerrten an den Nerven der Gefangenen, die mittlerweile seit 7 Monaten mitten in der ägyptischen Wüste festsaßen: „Außer Schach und Kartenspiele gab es kaum etwas, mit dem wir uns die Zeit vertreiben konnten. Arbeiten durften wir auch nicht, noch nicht einmal freiwillig.“ Diese Situation änderte sich erst einige Monate später, als das freiwillige Arbeiten der Gefangenen erlaubt wurde. Auch Otto Renger meldete sich zu so einem Einsatz und wurde daher am 30. April 1946 vom Kriegsgefangenenlager Camp 306 zur Deutschen Kriegsgefangenen Arbeitsabteilung Nummer 2723 (German Prisoner Working Company 2723) verlegt, die ebenfalls in Ägypten stationiert war: „Dort ging es mir gut, es gab ausreichend zu essen und zu trinken, selbst Schokolade hatten wir. Das war ein regelrechter Luxus, von dem viele Menschen im ausgebombten Nachkriegsdeutschland nur träumen konnten.“

Zunächst arbeitete Renger in der Wäscherei, rund 10 Monate später, im Februar 1947, setzten ihn die Briten als Mechaniker ein – ein Beruf, den Otto als Jugendlicher ja erlernt hatte. Im August 1947 erfolgte seine Verlegung in ein anderes Lager, wo er sogar, zwischenzeitlich war das Jahr 1948 angebrochen, an einem geheimen britischen Militärgerät arbeitete. Und das kam so: „Eines Tages brachte man mir eine seltsam aussehende Schreibmaschine, die ich reparieren sollte. Es stellte sich heraus, dass es sich dabei um eine Dechiffriermaschine handelte.“

junge Paar ans Ende der Welt, nach Australien, verschlagen sollte, war schließlich doch eher Zufall.

Auswanderung nach Down Under

„Bei einer Segelbootreise auf dem Bodensee trafen wir eines Tages alte Freunde von mir aus Lindau. Dieses Ehepaar war nach Australien ausgewandert, aber wegen Heimweh der Frau wieder zurückgekehrt. Der Ehemann stammte, wie mein Otto, aus dem Sudetenland. Wir verstanden uns gut und die beiden erzählten uns von Australien“, schilderte Gerty Renger in einem E-Mail vom Jänner 2023 dem Herausgeber und Co-Autor dieses Buches.

Das Paar schmiedete also, nicht gerade zur Begeisterung seiner Familien, den Plan einer Auswanderung nach Australien.

Gerty Renger: „Wir zogen es durch. Schließlich war alles organisiert. Um nach Australien einzuwandern, musste man sich verpflichten, für zwei Jahre dort zu bleiben. Frühestens danach konnte man zurückkehren. Otto hatte eine Jobzusage von einem großen Computer- und Büromaschinenhersteller in Sydney.“ Im Frühjahr 1965 startete die Reise per Schiff von Bremerhaven zunächst nach London und dann weiter über den Atlantik: „Wir hatten ein großes Leintuch mitgenommen, um der Familie und Freunden zum Abschied zu winken. Wir hätten auch fliegen können, aber wir wollten bei unserer Auswanderung auch gleich was von der Welt sehen.“ Im Frachtraum